

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 16 (1926)

**Heft:** 18

**Artikel:** Lebensdrang [Fortsetzung]

**Autor:** Ilg, Paul

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-637912>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 31.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 18  
XVI. Jahrgang  
1926

Bern  
1. Mai  
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern  
Redaktion: Dr. Hans Bräuer, Muristrasse Nr. 3 (Telephon Christoph 31 42); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 33 79)

## Wir und die Andern.

Von Hermann Ludwig.

Soll' ich als Mensch dasselbe Los nicht teilen,  
Das meinen Erdenbrüdern ist bestimmt?:  
Ein steter Kampf um's Dasein und zuweilen  
Ein Freudenlichtlein, das bescheiden glimmt.  
  
Das Schicksal reicht uns kalten Blicks den Becher,  
Darein es seinen Zaubertrank gemischt,  
Der matt und traurig macht gar manchen Zecher  
Und wieder and're wunderbar erfrischt.  
  
Oft scheint es uns, des Lebens schöne Gaben  
Sie werden allzu kärglich uns geschenkt,  
Ein jeder wähnt wie gut es And're haben,  
Weil er sein eig'nes Glück nicht recht bedenkt.  
  
O wünschte er, wie hinter Glanz und Prangen  
So häufig Leere wohnt und bitt'res Leid,  
Er würde nicht zu tauschen mehr verlangen,  
Still kehrte er sich zur Zufriedenheit.

Der blonde Neid und das Sichselbstbeklagen  
Sind falsche Freunde im Geräusch der Welt.  
Getreue Arbeit und ein mutig Wagen,  
Sie sind das Licht, das unsern Pfad erhellt.

Drum, wenn wir unsern Blick zur Seite wenden,  
So sei es nicht nach And'rer Geld und Gut,  
Wohl aber um mit nimmermüden Händen  
Zu lindern was dem Nächsten wehe tut.

Denn Gott hat uns zum Lieben, nicht zum Neiden  
Ein fühlend Herz als schönsten Schmuck verlieh'n,  
Als Stern im Glück und als ein Trost in Leiden  
Für Alle, die mit uns des Weges zieh'n.

Ja, darin sollen wir die Lösung finden  
Des Lebensrätsels, das uns oft bedrückt:  
Im heißen Kampf durch Liebe überwinden —  
Dann scheiden wir aus dieser Welt beglückt.

## Lebensdrang.

Roman von Paul Ig.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.)

18  
Darauf machte sie sich auf den Weg mit hochlopendem Herzen. Als aber unten an der Wirtschaftstüre die Mutter sichtbar wurde, steckte Emmi den Brief rasch in die Deffnung des Sonnenschirmes. Es hätte ihr leid getan, wenn sie des Auftrags entledigt worden wäre, — so begierig war sie, das Geheimnis zu lüften.

„Ich geh' zu meiner Freundin!“ log sie mit flüchtigem Erröten. Was war aus diesem Link geworden? Man sprach nie mehr von ihm; sie selbst traute sich nicht zu fragen. Ob der Brief, den sie ihm übergeben sollte, die Aufforderung enthielt, zurückzukommen? Sie hätte sich jetzt eingestandenermaßen nicht ungern von ihm fahren und begleiten lassen, — eine Wandlung, über die sie sich weiter keine Rechenschaft ablegte, die jedoch innig zusammenhing mit dem einzigen Wunsch, der grauen Eintönigkeit im Elternhause zu entfliehen.

Als sie dann unter andern Wartenden auf dem Perron stand und der Zug einfuhr, als sie sich überlegte, wie sie ihm begegnen sollte, dem sie noch nie ein gutes Wort ge-

gönnt hatte, da wisch die Neugier eine Weile ganz andern Gefühlen. Raum wagte sie, nach dem Jüngling auszublicken.

Sie bemerkte ihn erst, als er ihr bereits auf drei Schritte nahe war und respektvoll den Hut zog.

„Ich soll Ihnen diesen Brief geben und Antwort mitnehmen!“ sagte sie so hart und hochmütig, als sie je ein Wort an ihn gerichtet hatte.

„Wenn ich Sie einige Schritte begleiten dürfte...?“ fragte er höflich, aber sie fühlte, daß er heftig zitterte, wie er das Kuvert erbrach, und konnte sich nun kaum mehr halten, zu hören, was Ungeheuerliches im Gange war.

Martin Link zog zwei Blätter hervor. Auf dem einen stand er nur wenige Zeilen, die nicht an ihn, sondern an seine Begleiterin gerichtet waren.

„Liebe Emmi“, — stand geschrieben — „wenn Du Deinen Vater und Dich selbst vor Schande behüten willst, so willige ohne Zaudern in das ein, was Dir Herr Link anträgt. Er wird künftig mein Geschäftsführer sein. Er

allein kann uns retten. Ich bin mit allem einverstanden. Fehlen soll's Euch an nichts. Aber schieb es nicht auf, es ist höchste Zeit, daß alles in Ordnung kommt.

Dein Vater."

Auf dem andern, notariell ausgefertigten Schreiben war zu lesen, daß Ulrich Maag, zur „Goldenen Sichel“, seiner einzigen Tochter Emma am Tage des Eheschlusses ein Heiratsgut von vierhundertausend Franken aussetzen werde.

„Ich muß zuerst etwas zur Besinnung kommen, verzeihen Sie!“ sagte der Jüngling mit schwacher, atemloser Stimme, als hätte er eben einen riesigen Lauf getan. Dann steckte er die Brieffächer hastig ein und nahm ihren Schritt an. Emmi glaubte ein freudiges Aufleuchten in seinem Gesicht bemerkt zu haben. Er trug einen leichten, seidengefütterten Paletot über dem englischen Reiseanzug, einen schlanken Kavaliershelm in der Hand, den steifen Hut nach Art der Sportleute leicht auf die rechte Seite geneigt und sah überhaupt aus wie ein Sohn aus vornehmem Hause. Emmi merkte, daß vieler Augen wohlgefällig, fragend auf ihn und sie gerichtet waren. Einmal hörte sie ganz deutlich flüstern: „Ein schönes Paar!“

„Ihr Herr Vater macht mir ein vortreffliches An-  
erbieten. Ich soll sein Geschäftsführer werden!“ begann er nochmals, als sie in die Bahnhofstraße einlenten.

„Warum gehen Sie da nicht gleich zu ihm? Er ist  
frank und sitzt immer zu Hause!“ verwunderte sich Emmi  
laut, aber doch sehr zufrieden mit der Lösung des Rätsels.

„Weil ich zuerst eine Stunde mit Ihnen spazieren möchte, Fräulein Emmi!“ entgegnete der Jüngling mit einem seltsamen Lächeln und vibrierender Stimme. „Ich muß Sie etwas Wichtiges fragen. Oder schämen Sie sich immer noch, mit mir unter die Leute zu gehen?“

In urplötzlicher Betretenheit beschleunigte sie ihre Schritte.

„Woher wissen Sie... wer sagt Ihnen... es ist mir nie eingefallen“, stammelte sie, von Angst und Scham ergriffen, die Augen niedergeschlagen.

Geheimnisvoll schossen Strahlen von Empfindungen hinüber, herüber. Er war von ihrem veränderten Wesen tief gerührt und wollte Ihr sagen: „Bergessen Sie das Vergangene. Wir wollen Freunde sein.“

In einer durchsichtigen Helle des Herzens konnte er seinen Gefühlen und Motiven bis auf den Grund sehen und spüren, wie da edlere Kräfte empordrängten, angezogen von der rührenden, anmutigen Mädchengestalt.

Sie erriet alles, ehe er ein Wort verlauten ließ. Das kurze Nebeneinander hatte ein Wunder getan, eine Hülle gesprengt in ihrer empfänglichen Brust. Alle Zweifel an seiner Güte und Männlichkeit schwanden, die Aussicht, ihn wieder täglich zu sehen, machte sie ganz glücklich.

„Wenn Sie wollen — ich komme gerne mit!“ sagte sie, wieder tief errötend.

Eine Weile wurde Martin wieder einmal vom Gedanken an Frau Klara beherrscht, eine Erinnerung, die seine Tollkühnheit oft recht anhaltend in schwüles Bangen verwandelte, denn ihrem Einfluß fühlte er sich noch nicht einmal in der Entfernung entwachsen. Er ließ sich aber nie auf Erwägungen ein, was sie von seinem Plane halten und wie ihm begegnen würde, sondern verlegte diese Frag-

würdigkeit einstweilen in die Region der unbestimmten Schicksalschlässe. Wozu hätte er denn die funkelnden Wünsche der Lebensfreude bis vor die Schwelle der Erfüllung getragen? Warum nicht noch einen Schritt weiter? Weshalb gekämpft, gelitten und ganze Nächte durchwacht?

Die Natur war nicht engherzig, spitzfindig wie die Moral der Menschen, nein, sie gab volle Freiheit, sie ließ es geschehen, daß sein Herz entbrannte für das Wesen an seiner Seite, und würde ihm auch — einmal mit Emmi gepaart — die Kraft verleihen, das Glück mit vollen Händen auszuteilen. Martin empfand deutlich die Wirkung dieser Argumente, ihre umbildende Macht und wie alles vor ihm selber Recht behielt. Jetzt weitete sich der Horizont zu einem inhaltsvollen, farbenreichen Leben. Die Liebe, die Leidenschaften, die Sehnsucht, der Ehrgeiz, das Streben — alles, alles mußte neu und frei über ihn kommen.

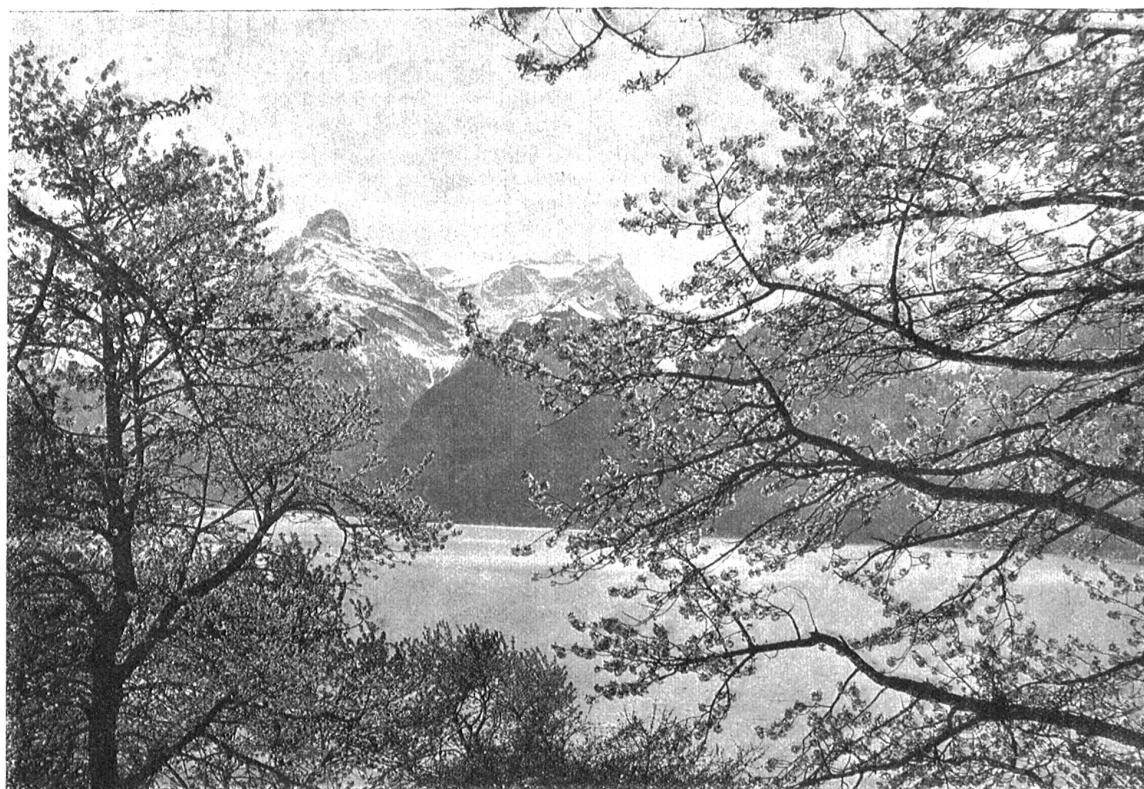
Ein verschwenderischer Brunnen umgab seine Gelüste, in schwindelndem Tempo baute er die Szenerien des neuen Lebens auf. Er meinte den künftigen Dingen phantastisch beizukommen und schwelgte bereits im Anblick alles dessen, was sich erfüllen konnte. Wie durch einen Zauber Spiegel erblickte er ein weißes Schloß überm See, umgeben von dunklen Hainen und bunten Gärten. Der Phosphorglanz des abendlichen Wasserspiegels leuchtete auf... die weißen Firnen grüßten von ferne. Lebensfrohe, ideale Menschen scharten sich um ihn, den Beneidenswerten, und das Gedanken seiner armeligen Jugendzeit, des langen Entbehrens bewahrte ihn weislich vor Neiderdrück und Verlust des heiß erkämpften Glücks.

Die beiden waren auf dem Weg zum Alpenkai.

Da drängt an klaren Sonntagen der milden Jahreszeit die ganze Stadt hinaus. Man sitzt oder ergeht sich am Ufer und staunt in gehobener Stimmung hinein in die jungfräuliche Pracht des Panoramas.

Fern, wo der Lichtspiegel des Sees nach links abbiegt, erhebt sich als majestätischer Abschluß der Fläche die Kette von Bergen, deren Zacken wie Zuckerhüte hineinragen in das Frühlingsblau des Himmelsbogens. Fremde, die den Anblick zum erstenmal genießen, sind leicht zu unterscheiden von den andern. Jene verharren zumeist gar lange auf einem Fleck, den Blick mit leuchtender Ausdauer nach den Bergen gerichtet. Zuweilen fahren sie sich in sanfter, sehnüchterner Ergriffenheit über Stirn und Augen. Die Einheimischen freuen sich über solche Gestalten und nehmen dann gerne wieder ein Auge voll da, ein Auge voll dort, um das Bewußtsein zu stärken, von Grund aus eins zu sein mit der bewunderungswürdigen Herrlichkeit. Paarweise, in Familiengruppen ziehen sie links und rechts durch die Rastanienallee, bis die Mittagsglocke ruft. Dicht wie ein Nehrenmeer wogt die Menge hin und her, und wie reich blühender Mohn glänzen, locken darin die leichten, luftigen, duftigen Frühlingstoiletten der Mädchen und jungen Frauen.

Man will sich sehen lassen am Tag des Herrn. Wer „zwei Röcke“ hat, freut sich seines Besitzes erst recht, wenn er sieht, wie viele keinen haben, und umgekehrt brennt der Neid, die Begier des Besitzlosen wie durch Brenngläser auf dem Staat des Reichen. Die selbstbewußte Schönheit stolziert vorbei an der uneingestandenen Hälichkeit, der Vergleich kreuzt sich, das Fazit springt in die Mienen: dort siegreich-übermütig, hier ingrimig-scheelstüdig. — Da tri-



Frühling am Vierwaldstättersee.

pelt die wohlgehegte, gepflegte Unschuld, in lichtes Weiß gekleidet, mit wehenden Rosenschleifen, — züchtig, eine Festung der guten Sitte — und dort loketiert das parfümierte Laster, die verbummelte, verleugnete Armut mit der ganzen Traurigkeit ihres Wandels in Blick und Gebärde.

Alle, alle kommen sie, um sich der „lebendig reichen Schöne“ zu erfreuen, jedes auf seine Art.

Martin hatte sich umsonst bemüht, seine Bewegung niederzuzwingen. Einmal hoffend, einmal bangend, schritt er neben Emmi die schöne grüne Straße hinaus. Das Röderauschen an seiner Seite erzählte seiner Phantasie Geschichten von neuen Zärtlichkeiten; ihr Schritt war Musik und Rhythmus für sein Denken. Fortwährend mußte er gegen die Versuchung ankämpfen, ihre Hand zu ergreifen, sie mit heißen Blicken zu versengen. Wenn sie dann einmal aufblickte mit ihren verschämten und doch so neugierigen Rehauge, ergriff ihn ein seliger Taumel. Unzählige Küsse hauchte er in die Luft. Zum erstenmal im Leben ahnte er, welch Glück es sei, über eine zarte, unangetastete Mädchenseele zu herrschen.

Auf dem Podium neben der Börse machte das Tonhalleorchester „Musik für alle“: leichte, gute Volksmusik. Etwas Brausendes aus „Carmen“, etwas Verliebtes aus „Mignon“, ein sprudelndes Heiteres von Strauss und etwas Sehnsüchtiges aus „Lohengrin“.

Die Töne wirbelten hinaus über die Wasser, darauf die goldenen Sonnenscheiben lagen, gleißend, flimmernd. Eine Weile hörten sich die beiden das Konzert an. Einmal, mitten im Gedränge, kam seine Hand zufällig mit der ihrigen in Berührung. Ihm wurde so heiß ums Herz. Alles überstürzte sich, die Pulse klopften fieberhaft. — „Wenn sie eine Ahnung hätte! Himmel, wie soll das werden! Ich muß

mich zusammennehmen, nur nichts überstürzen!“ hielt er sich vor. —

„Was ist doch nur das, was jetzt gespielt wird? Das hab' ich schon einmal gehört!“ sagte sie wie für sich, die Augen groß in die Ferne gerichtet.

„Es heißt „Loin du bal!““ antwortete er leise. „Dieses verlockende, geheimnisvolle Geigengeflüster! Man kann sich gut vorstellen, wie da zwei durch einen Garten gehen, Arm in Arm, nicht wahr? Vielleicht sitzen sie beisammen in einer versteckten Laube. Und vom Saal her, wo die anderen tanzen, klingt ganz leise der Walzer. Dann wird draußen geküßt — und von Liebe geschwärzt — von Liebe —“ er sah ihr schwärmerischen Blicks in die Augen — „Das rauscht einem wie ein altes Märchen ins Gemüt!“

Emmi bebte vor Glück und konnte sich nicht genug wundern über die plötzliche Wandlung in ihrem Innern, über Martins vollkommene Ritterlichkeit. Wo hatte er nur die gute Art gelernt, mit Frauen umzugehen?

Beim Schlachtenpanorama setzten sie sich auf eine Bank. Nach Dutzenden zählten die kleinen Fahrzeuge, die planlos herumstrichen. Obwohl kein Wind war, sah man einige Segel gelichtet; unter dem monotonen „Hop—hop“ des Steuermanns schoß ein „Bierer“ des Seeklubs vorüber... und zuweilen surrte ein Dampfboot daher, bei dessen Nahen die vielen Ruderführen jedesmal nach beiden Seiten auseinander stoben wie vor einer drohenden Säpolizei — eine breite Bahn öffnend für die rauschende, fauchende Gröze; natürlich nur, um schnell wieder in deren wogende Spuren einzulenken. Lauter Jubel, Angstschreie, Gelächter und Gesang durchbohrten die Stille, Tücher flatterten, Hüte wurden geschwenkt.

Welch heitere Sinnenwelt, Welch glückliches Verweilen, Genießen in der sonnigen Gegenwart!



Gemaltes Fenster mit dem Bild Götz von Berlichingen.

Martin erfüllte diese sich aufdrängende Fülle schöner, friedlicher Bewegung allmählich mit selbstvergessener Andacht. Der heftigen, grellen Eruption folgte eine kühle, schattenhafte Ruhe, ein Aussetzen jeder Spannung, der verklärende Regenbogen nach schweren Gewittern.

Wie war das doch ein mächtiges Hämmern, Rauschen und Dämmern gewesen! Noch hingen die Schauer an seinen Pulsen.

Beide schwiegen lange ohne Bekommtheit. Das Nebeneinander kam ihnen schon ganz natürlich vor.

Allein die kleinen Füße in den gelben Kreuzbänder-schuhen raubten ihm bald die kostliche Ruhe wieder. Sein Blick glitt hinüber nach dem aus dunklem Blätterdickicht blinkenden Belvoir. Die Schicksale einer tragischen Künstler-natur traten in sein Erinnern. Und nun erzählte er der aufhorchenden Emmi von dem jungen Erkoren des Glücks, der so viele Frauenherzen entflammte mit seinem frischquel-lenden Enthusiasmus, überall fied zugreifend, wo eine schöne Hoffnung winkte — bis auch über ihm die Flammen zu-sammenschlugen auf Leben und Tod.

„O Gott, wie traurig!“ rief sie bewegt, erschüttert von Martins glühender Erzählung.

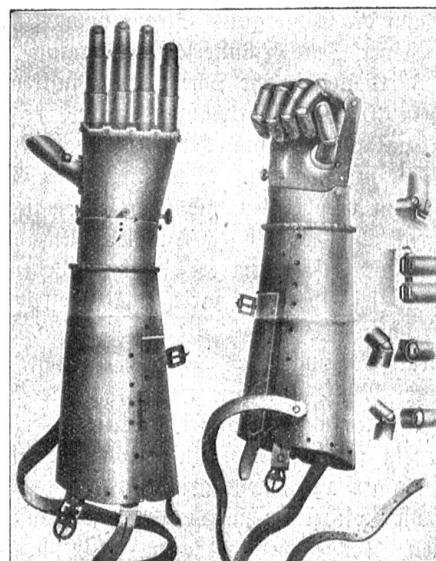
„Ich möchte gern an seiner Stelle gewesen sein. Ich finde es herrlich, so zu leben und zu sterben!“ sagte er in melancholischer Nachdenklichkeit. (Fortsetzung folgt.)

## Götz von Berlichingen, der Ritter mit der eisernen Hand.

Mit dem Götz von Berlichingen, wie ihn Ulmeister Goethe in seinem Jugenddrama gezeichnet, hat der historische Ritter Götz von Berlichingen nur wenig Gemeinsames. In der Dichtung ist er der edle Rächer verlebten Rechtes. Raum

dringt eine Klage an sein Ohr, so steigt er zu Pferde und setzt den Fuß nicht eher zur Erde, bis der Urheber des Unrechts seine gerechte Strafe gefunden hat und das Vergehen gesühnt ist. Das Tor seiner Burg steht allen Schwachen offen, und er lebt ihnen seinen Arm. In Wahrheit war Götz von Berlichingen ein richtiger Raubritter, der für sich und für andere in zahlreichen Fehden focht, wie ein richtiger Schnapphahn am Wege auf Beute lauerte, Nürnberger Kaufleute und ein andermal den Bischof von Bamberg gefangen nahm, um ein hohes Lösegeld zu erpressen, und was solcher Taten mehr waren. Deswegen war er geächtet, von seinen Freunden losgekauft, wieder geächtet und wieder losgekauft — das zweite Mal von Franz von Sickingen und Georg Grundsberg. Von einem Bauernhausen gezwungen, übernahm er im Bauernkrieg 1525 auf vier Wochen die Führung des sogenannten Odenwalder Haufens, wurde daraufhin vom Schwäbischen Bund gefangen genommen und in Augsburg während zwei Jahren in Haft gehalten. Freigelassen gegen das Versprechen, sich nicht aus den Gemarken seiner Burg Hornberg am Neckar zu entfernen, griff der zu einem untätigten Leben verurteilte Mann zur Feder und schrieb seine Lebensgeschichte auf. Dieser Selbstbiographie hat Goethe den Stoff zu seinem „Götz“ entnommen, ihn mit dichterischer Willkür umgestaltet. Seine Stammburg ist die Gözenburg in Jagsthausen (Württemberg). Dort wird unter vielen Erinnerungen die eiserne Hand Götzens aufbewahrt. Er hatte nämlich seine rechte Hand im Jahre 1504 bei der Belagerung von Landshut durch den Schuß einer Feldschlange verloren. Ein geschickter Waffenschmied aus Olnhausen hatte ihm als Ersatz nach seinen Angaben eine kunstvolle eiserne Hand verfertigt. Der Mechanismus der Hand ist außerordentlich sinnreich und doch einfach. Durch Druck auf Knöpfe lässt sich die Hand und lassen sich die einzelnen Finger in jede beliebige Lage bringen, in der sie feststehen, bis sie durch den Druck auf einen bestimmten Knopf in die ausgestreckte Richtung wieder zurückspringen.

Nachdem der Ritter 1540 seine Freiheit wieder erlangt hatte, machte er noch mit dem Kaiser 1542 Feldzüge nach Ungarn gegen die Türken und 1544 gegen Frankreich mit. Im Jahre 1562 starb Götz im Alter von 82 Jahren und wurde in dem in der Nähe von Hornberg und



Die eiserne Hand des Götz von Berlichingen.

Jagsthausen gelegenen Kloster Schöntal begraben. Das von uns reproduzierte Bildnis betrifft ein gemaltes Fenster im Museum des Schlosses Jagsthausen.